

Fremde Nähe - nahe Fremde?

Wolfgang Kaschuba (Berlin)

Familienbeziehungen sind bekanntlich ein heikles Feld – zumal die eigenen – und so ganz spontan gleich doppelt schwer zu beschreiben. Denn Familienbeziehungen sind es doch wohl, die außereuropäische Ethnologie/Völkerkunde und Europäische Ethnologie/Volkskunde verbinden. Inzwischen jedenfalls oder wieder. Bei den Studierenden dominiert meist ohnehin eine Art geschwisterlicher Blick und der gilt weithin auch und vor allem für die jüngere Generation der Ethno-Lehrenden. Deshalb also: einige ganz subjektive und un-bedachte Beobachtungen zum Familienleben.

Der Blick ‘nach drinnen’ zunächst stimmt mich eher optimistisch. Auf der Ebene der Themenhorizonte und der Forschungsperspektiven hat sich in den Schwesterfächern mittlerweile eine Vielfalt ergeben, die einerseits beeindruckend ist in ihrer kulturellen Breite wie in ihrer gesellschaftlichen und historischen Tiefe und die andererseits doch vielfach zu Gemeinsamkeiten, Austauschverhältnissen, Annäherungen oder doch wenigstens zu gewissen gemeinsamen Schnittmengen führt. Häufig gar nicht unbedingt programmatisch gelenkt, geschieht da vieles einfach ‘by doing’. Ob nun Konzepte ethnischer Identität, Beobachtungen von Mythen und Riten oder Forschungen im Bereich von Migration und Diaspora: Methodisch wie theoretisch wird da nur selten mehr ein Graben sichtbar, vielmehr ergänzen oder bündeln sich oft die Fragestellungen wie die Zugänge.

Natürlich bleiben auch Unterschiede und Heterogenes. Die Frage etwa nach dem Verständnis von ‘Kulturen’ als ethnologischen Untersuchungseinheiten, nach ihrer vermeintlich ‘tribalen’ und homogenen Beschaffenheit erweist sich vielfach noch als offen und umstritten. Ähnliches gilt für die Rolle des Raumes in unserem Wissenschaftskonzept: ‘Area studies’ und regionalwissenschaftliches Selbstverständnis oder ‘allgemeine’ und gleichsam ‘globalisierte’ Ethnologie? Und was genau markiert dann eine “Europäische Ethnologie”? Auch um die Vorstellung von ‘echter’ Feldforschung kann, wer mag, nach wie vor wunderbar streiten: Amazonasdschungel-Jahre oder Asphaltstdschungel-Wochen? Freilich lassen sich auch solche Kontroversen offensichtlich nicht mehr einfach nach völker- und volkskundlichem Standort auseinandersortieren, sondern verlaufen vielfach quer zu alten Fachfronten. Auch das irritiert manchen – vielleicht zu Recht. Doch wer sich deshalb umgekehrt gleich wieder Sorgen um unsere jeweiligen Fachidentitäten macht, denen nun vermeintlich Abgrenzung und Feindbild fehlten, der blockiert damit unnötigerweise eigene Denkhorizonte.

Auch auf der Ebene der akademischen Lehre sind Annäherungen und Kooperationen deutlich sichtbar. Zum Teil sogar über Fakultäts- und Universitätsgrenzen hinweg wie etwa hier in Berlin, wo nicht wenige Studierende beide Fächer belegen. Augsburg, Afrika und Asien scheinen wesentlich näher aneinander gerückt – gedanklich wie räumlich. Die exotischen Distanzen in unseren Blicken sind vielfach re- und de-konstruiert. Dazu mag zusätzlich nun auch die Umstellung auf B.A. und M.A. beitragen, die ‘vor Ort’ oft zu engeren Absprachen, zu gemeinsamen Ausbildungsabschnitten oder gar zu gemeinsamen Studiengängen führt. Am auffälligsten erscheint mir diese neue Nähe vor allem bei den Promovierenden, die oft sehr unkompliziert zu ihrer eigenen ‘Synthese’ kommen, also ihre meist bereits ganz unterschiedlich gemixten Studien von Ethnologie/Europäischer Ethnologie/Völkerkunde/Volkskunde/Empirischer Kulturwissenschaft/Kulturanthropologie/Sozialanthropologie im In- wie im Ausland in intelligente eigene Fragestellungen münden lassen, die sich thematisch wie räumlich ebenfalls oft ‘quer’ zu den restlichen Fächergrenzen verhalten. Dies alles zeigt, daß unsere Fächerverbindung mehr ist als nur eine flüchtige Liaison – eben Familie!

Sorge oder jedenfalls mehr Sorge bereitet mir da schon der Blick nach draußen. Die sich nachhaltig verändernden politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen wirtschaftlichen Arbeitens zwingen ganz einfach zu der Schlüsselfrage, ob wir – kollektiv gesprochen – wirklich ‘gut aufgestellt’ sind.

Mit Blick auf die deutlich spürbare Konjunktur kultur- und ethnowissenschaftlicher Begriffe und Fragestellungen wird man dies vielleicht zunächst bejahen wollen. Die zunehmende Beachtung der kulturellen Einbettungen bzw. vermeintlichen ‘Entbettungen’ von Gesellschaft und Ökonomie sind im wissenschaftlichen und politischen Diskurs ebenso wenig übersehbar wie der fast inflationäre Gebrauch von theoretischen und methodischen Denkfiguren der Ethnologie in anderen Disziplinen: Vom “Ethnischen” über “Klientelismus” und “Ethnographie” bis zur “Feldforschung” werden permanent mehr oder weniger intelligente Anleihen gemacht. Das klingt daher nach Raum- und Kompetenzgewinn.

Doch mag der zweite Blick eher zu Vorsicht und Skepsis mahnen. Denn einerseits sind die äußeren Kompetenzzuschreibungen der Ethnowissenschaften nach wie vor eher undeutlich und wirr. Aus vielfältigen Gründen: Oft wirken noch veraltete völker- und volkskundliche Profile nach; selbst manche Fakultätskollegen denken gelegentlich und gern noch in Gamsbart- und Amulett-Assoziationen. Neue Themenzuständigkeiten lassen sich oft schwer etablieren, weil wir sie mit anderen Fächern teilen und oft auch nicht kompakt genug auftreten können. Viele ‘unserer’ Begriffe und Methoden haben sich längst eben auch unserer

Reichweite und Kontrolle entzogen und tauchen nun ‘freischwebend’ in ganz anderen wissenschaftlichen Milieus wie gesellschaftlichen Verwendungskontexten auf; im modischen Feld der “Interkulturalität” etwa tummelt sich gegenwärtig wohl mehr psychologisches und philosophisches Personal als ethnologisches. Und wer sich aus dieser Unübersichtlichkeit in entlegene Regionen und Traditionen ethnologischer Forschung zu retten versucht, stößt auch dort immer häufiger auf die Begründungsfrage, die vielfach ökonomistisch verkürzt daherkommt, aber keineswegs immer zu Unrecht gestellt wird.

Andererseits scheint dieses Kompetenzproblem auch in mancher Hinsicht selbst verschuldet. Daß die Ethnowissenschaften trotz manchmal großer lokaler Anstrengungen insgesamt immer noch zu wenig Forschungsaktivitäten entfalten (auch eingedenk des MPI-Schwergewichts in Halle), daß dadurch zu wenig Nachwuchsförderung erfolgt, daß dieser nicht geförderte Nachwuchs auch wegen zu unklarer akademischer Perspektiven oft in ganz andere Berufsfelder geht, verrät bereits ein flüchtiger Blick in die DFG-Statistiken, in eingehende Bewerbungsschreiben oder in die ersten Verbleibsstudien unserer Institute. Zudem hat sich gerade jetzt bei der Einrichtung der neuen B.A.- und M.A.-Studiengänge an nicht wenigen Standorten in beiden Schwesterfächern gezeigt, daß solche Ausbildungsgänge gar nicht mehr allein organisiert und getragen werden können, sondern interdisziplinär ausgerichtet werden müssen. Das hat inhaltlich zwar oft durchaus positive Effekte, auf jeden Fall aber auch häufig und letztlich die Konsequenz, daß eine ganze Reihe von Einzellehrstühlen nicht dauerhaft haltbar sein werden. Wenn der/die gegenwärtige Inhaber/in emeritiert, geht die Stelle dann in jenen schmalen Pool, aus dem heraus die Universitäten noch ‘Gestaltung’ versuchen wollen. Und diese Neugestaltung trägt auf der Ebene der Lehre wie der Forschung fast nie ein ethnologisches Profil; ethnologische Institutserweiterungen oder gar -neugründungen sind mir aus den letzten Jahren jedenfalls nicht bekannt (außer der erfreulichen Neugründung in Halle!).

Damit steht für die ethnologischen Institute aller Couleur bald eine gemeinsame Zukunftsfrage an, die ebenso fundamental wie banal auch etwas mit ‘kritischer Größe’ zu tun hat: Werden wir dieses Volumen überhaupt noch behalten bzw. erreichen – an welchen Standorten, mit welchen Kompetenzen? Und umgekehrt: Müssen wir nicht selbst diese Rahmenbedingungen mehr zu bedenken und zu beeinflussen versuchen als bisher? Und wenn ja, wie?

Am Ende dieser kurzen und wenig systematischen ‘Wortmeldung’ daher die dann doch etwas bange Frage, ob das traditionell stark ‘lokale’ und ‘marktferne’ Denken in den Ethnologien, ob unsere Zurückhaltung bei programmatischen Diskussionen und politischen

Debatten um Wissenschaft, ob unser leichthändiger Umgang mit dem Problem der epistemischen, der akademischen wie der politischen Verortung unseres Wissens in gesellschaftlichen Wissensarchitekturen nicht allmählich an Zweckmäßigkeitssgrenzen stößt. Im wechselseitigen Näherkommen jedenfalls sollten wir zugleich nicht die 'Kontexte' aus den Augen verlieren, sollten wir uns der Gesellschaft nicht unabsichtlich ent-fremden – schon gar nicht ihren Wissenslandschaften und Wissenschaftshaushalten!